

MÖLLER
DER OSTEN
ZU KLAMPEN

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Johann Michael Möller,
geboren 1955, war Redakteur
der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und Korrespondent in Thüringen und Sachsen, dann Hauptabteilungsleiter Fernsehen des MDR und nach dem Wechsel zum ZDF stellvertretender Leiter und Moderator des Magazins »Kennzeichen D«. Bei der »Welt« leitete er ab 1998 das Ressort Innenpolitik und wurde 2000 stellvertretender Chefredakteur. 2006 ging er zurück zum MDR und war dort bis 2016 Hörfunkdirektor. Er ist heute Herausgeber der deutsch-russischen Zeitung »Petersburger Dialog«.

JOHANN MICHAEL MÖLLER

Der Osten

Eine politische Himmelsrichtung

zu Klampen  Essay

Für Anne

Inhalt

Die Geschichte erwacht ·	11
Europas Mitte ·	15
Wo wir uns finden ·	19
Die Hausmaushybridzone ·	25
Blühende Landschaften ·	28
Dunkeldeutschland ·	31
Sind wir ein Volk? ·	36
Herz der Finsternis ·	41
Der Fahrstuhl in die Römerzeit ·	47
Einwanderer ins eigene Land ·	50
Die Erfindung der Ostdeutschen ·	56
Freiheit eines Christenmenschen ·	61
The Preuss of Germany ·	65
Treuhand-Blues ·	67
Kein Akt der Verzweiflung ·	72
Die besseren Deutschen ·	75
Der Nachahmungsimperativ ·	80

Zeigen der Folterinstrumente ·	83
Das Europäisierungsparadox ·	88
Europas innerer Orient ·	95
Hinter dem Eisernen Vorhang ·	101
Großmütter erzählen ·	105
Ein Federstrich Ribbentrops ·	108
West Side Story ·	115
Das Weltmodell ·	121
Der Kampf um Picassos Kopf ·	123
So fern wie die Mongolei ·	131
Phantomschmerzen ·	134
Das Grab des Vogelprofessors ·	139
Namen, die keiner mehr nennt ·	145
Historische Tiefenenttrümmerung ·	153
Auszug aus dem Wasserwerk ·	156
Wo Rathenaus Mörder begraben liegen ·	159
Doppelte Loyalitäten, doppelte Abwehrreflexe ·	162
Vom Abschied des Schäfers ·	165
Fukuyamas Welt ·	173

Das Trauma der erzwungenen Modernisierung ·	176
Der russische Waschsalon ·	181
Von der Ungleichzeitigkeit ·	186
Der Ort, an dem es kein Vorbeikommen gibt ·	191
Benedicts Erfindung ·	199
Mentale Osterweiterung ·	205
Verwilderte Zivilisation ·	217
Pizza-Connection ·	222
Helden im Museum ·	233
Ach, Europa ·	239
Literaturhinweise ·	244

»Tatsächlich ist bis heute der Nationalismus als Ideologie das größte Hindernis geblieben, das dem Nachdenken über die Nation entgegensteht.«

Henning Ritter

Die Geschichte erwacht

DEN Osten gibt es nicht. Es hat ihn nie gegeben; nicht einmal zu Sowjetzeiten, als die Länder Osteuropas hinter dem Eisernen Vorhang verschwanden und in der Wahrnehmung des Westens zu einem gesichtslosen, uniformen Block erstarrt waren. »Ostblock« – was für ein grauenhaftes Wort für ein grauenhaftes Kapitel unserer Geschichte. Dieser Ostblock, urteilt Karl Schlögel, der große Begleiter der Völker Mitteleuropas auf dem Weg zurück in ihre Geschichte, »löscht alles aus, was er bezeichnen soll«. Er zog eine Grenze »gegen die Geschichte und unser Wissen davon«.¹

Schon deshalb hat sich die Rede vom Osten so hartnäckig halten können; hat den Fall der Mauer überlebt, den Zusammenbruch der kommunistischen Machtsysteme und auch das Wiedererscheinen einer verloren gegangenen Welt, weil uns das Wissen fehlt; weil wir unmusikalisch geworden sind für die älteren Formen unserer Geschichte. Und dennoch scheint es einen gefühlten Osten zu geben, so als wäre diese Himmelsrichtung zum Verständnis des sich neuformierenden Kontinents auch weiterhin unverzichtbar; als existierte auch nach

¹ Karl Schlögel, *Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang*, München 2002, S. 26.

dem Ende der alten sowjetischen Machtverhältnisse noch immer eine imaginäre Klammer, die so grundverschiedene Völker und Landschaften, Geschichten und Mentalitäten vom Baltikum bis zur Schwarzmeerküste verbindet über das gemeinsame Schicksal des Ostblocks und seine Wahrnehmung durch den Westen hinaus.

»Im Osten erwacht die Geschichte«, hatte Pierre Bourdieu 1989 angesichts der sich öffnenden Grenzen ausgerufen. Auch er war vom Ende der Geschichte überzeugt gewesen und musste sich seinen Irrtum eingestehen.² So viel Anfang war nie, jener berühmte Satz, der in großen Lettern über den ersten Nachkriegsjahren gestanden hatte, bekam urplötzlich seine Gültigkeit zurück. »Wir sehen die Flaggen untergegangener Republiken wieder auf den Dächern ihrer Hauptstädte wehen«, notierte Karl Schlögel begeistert. »Ins Bewusstsein der Europäer treten die Namen von Städten und Orten, die aus dem Horizont der Gegenwart herausgefallen waren. Nun stellt sich heraus, dass untergegangene und totgeglaubte Welten leben.«³

Nur wenige Jahre zuvor hatte Milan Kundera von den gekidnappten und verschleppten Völkern Mitteleuropas gesprochen. Sein leidenschaftlicher Text, der sich rasch in vielen Sprachen verbreitete,

2 Pierre Bourdieu, Im Osten erwacht die Geschichte. Die Revolution und die Befreiung der Worte, in: Im Osten erwacht die Geschichte, hrsg. von Frank Schirrmacher, Stuttgart 1990, S. 159 f.

3 Schlögel, a. a. O., S. 17.

war wie ein intellektuelles Aufbäumen gegen den politischen Permafrost jener Zeit. Vergesst die Mitte Europas nicht, hieß sein Appell; jenes Europa, das zwischen die Fronten geraten war und zu Stalins Beutegut wurde. Im scharfen Kontrast der Teilung der Welt in West und in Ost war dieses Mitteleuropa verschwunden, und die bloße Rede davon war schon prekär, galt lange als »antiwestlich, anti-liberal und antidemokratisch« und passte nicht in die Zeit.⁴

Dieses Mitteleuropa war nur in der Vorstellung des Westens »grau wie die Zeitungsspalten« (Schlögel). Es lebten darin auch keine »Ostblockmenschen«, sondern Polen, Tschechen, Ungarn. Doch »unsere Sinne, unser Auge, unser Ohr sind ost-westlich geschult, für die Nuancen, Schattierungen und Tonlagen dazwischen sind wir ziemlich unempfindlich geworden«, mahnte Schlögel in seinem spektakulären Essay »Die Mitte liegt ostwärts«, mit derselben Eindringlichkeit und derselben Überzeugungskraft wie vor ihm Milan Kundera.

Man muss sich der Zeitumstände vergewissern. Damals schien der kalte Krieg noch einmal kälter zu werden. Der Nato-Doppelbeschluss lag nur wenige Jahre zurück. Doch die Hoffnung, dass Europa eines Tages aufhören werde, »entweder West- oder

4 Detmar Doering, Liegt Mitteleuropa wirklich in Europa? Von einem Gegensatz, der keiner sein sollte, in: Freiheit.org, 18.01.2018.

Osteuropa zu sein«, diese Hoffnung hat sich dauerhaft nicht erfüllt. Das Europa, das dem Ende der Nachkriegszeit entgegengeht, werde kein »idyllischer Ort« sein, hatte Schlögel schon im Oktober 1989, einen Monat vor dem Mauerfall, prophezeit: »In der Dynamisierung aller Verhältnisse brechen Widersprüche auf, die für überwunden, und Probleme, die für erledigt gehalten wurden.«⁵ So ist es leider gekommen. Der Westen Europas steht dem Osten heute so ratlos gegenüber wie zuvor. Er versteht ihn nicht; er will ihn auch nicht mehr verstehen; und was Russland betrifft: Er beginnt den Osten wieder zu fürchten.

Dasselbe lässt sich in umgekehrter Richtung sagen. Das große Vorbild des Westens und seine Wertewelt beginnen ihre Anziehungskraft zu verlieren. Ein gemeinsames politisches, ein kulturelles Projekt jenseits aller wirtschaftlichen und geostrategischen Interessen ist aus diesem größeren Europa nie geworden. Das wird inzwischen schmerzhaft deutlich.

Mit dem Ende des west-östlichen Blocksystems beginne die »Rache der Nationen«, hatte der französische Publizist Alain Minc 1990 vorhergesagt. Die Entwicklungen haben ihm recht gegeben.⁶

⁵ Schlögel, a. a. O., S. 27.

⁶ Zitiert nach: Grenzfälle. Über neuen und alten Nationalismus, hrsg. von Michael Jeismann und Henning Ritter, Leipzig 1993.

Europas Mitte

SEIT 1987 berechnet das französische *Institut national de l'information géographique et forestière* die Mitte der Europäischen Union. Dieser Mittelpunkt hat sich im Zuge der Osterweiterung der EU tatsächlich ostwärts verschoben: vom belgischen Viroinval über das deutsche Kleinmaischaid bei Koblenz ins osthessische Meerholz, einen Stadtteil von Gelnhausen; dann nach Westerngrund in Unterfranken, und nach dem Brexit würde es Gadheim bei Würzburg sein. Das Magazin der »Süddeutschen Zeitung« hat diese Orte, die kaum einer kennt, fotografieren lassen und der so entstandenen Bilderserie berechtigerweise den Titel »Mitten im Nirgendwo« gegeben. Man könnte das wie eine ironische Paraphrase auf Schlögel lesen. Die Mitte Europas ist tatsächlich nach Osten gerückt; ein paar Kilometer immerhin und tief in die westdeutsche Provinz. Man kann sich den Spott darüber verkneifen. Es ist der errechnete Mittelpunkt einer Union, die ihren Ursprung im Westen hat und von anderen historischen Bezügen nicht allzu viel weiß. Es ist ein Europa der Statistiker und der Verkehrsplaner; der Strukturmittel und der Wirtschaftshilfen. Und man sollte nicht ungerecht sein: Es ist auch das Europa des guten Willens. Man schlägt einen Kreis auf der Karte, unbeschten der Frage, wo die historischen Wege verlaufen und

die großen Erinnerungsorte sind. Das hat man allerdings nicht nur in unserer Zeit so gemacht. In Polen identifizierte man den geographischen Mittelpunkt Europas einst mit dem Örtchen Suchowola; das war zu Beginn der polnischen Teilung. Und der polnische Schriftsteller Andrzej Stasiuk umreißt sein Europa ebenfalls mit dem Zirkel. »Ich steche also die Nadel in den Ort, wo ich mich jetzt befinde und aller Voraussicht nach bleiben werde. Den zweiten Arm setze ich dort ein, wo ich geboren wurde und den größten Teil meines Lebens verbracht habe. Das ist schließlich die wichtigste Größe, wenn wir die eigene Biographie mit dem Raum in Einklang bringen möchten. Zwischen meinem Wolowiec und Warschau liegen in Luftlinie etwa dreihundert Kilometer. Natürlich kann ich der Versuchung nicht widerstehen und ziehe einen Kreis im Radius von dreihundert Kilometern um Wolowiec, um mein Mitteleuropa zu bezeichnen.« In diesem Kreis, so Stasiuk, »liegen ein Stück von Weißrussland, ein großes Stück der Ukraine, recht ansehnliche und ungefähr gleich große Stücke von Rumänien und Ungarn, fast die ganze Slowakei und ein kleines Stück von Tschechien. Ja, und ungefähr ein Drittel meines Vaterlandes. Aber kein Stück von Deutschland oder Russland, was ich mit einem gewissen Erstaunen, aber auch mit diskreter, atavistischer Erleichterung registriere.«¹

¹ Andrzej Stasiuk, Logbuch, in: Juri Andruchowytsch, Andrzej Stasiuk, Mein Europa, Berlin 2004, S. 79.

»Wir müssen«, schrieb wiederum Schlögel, »die Anschauung von dem Raum, in dem wir selbst leben, schon vollständig verloren haben, wenn wir den Begriff bemühen müssen. Es bleibt uns offensichtlich nichts anderes übrig, als ganz von vorne zu beginnen: vielleicht können die Deutschen West, die so ganz in der transelbischen Konfiguration aufgegangen sind, eine Vorstellung von Mitteleuropa, vielleicht auch ein Bild von ihrem Platz darin, überhaupt nur zurückgewinnen, indem sie dem Verschwinden ihres Bildes von Mitteleuropa nachgehen.«²

Man kann dieses Nachgehen fast wörtlich nehmen. Im Morgengrauen einer Spätsommernacht bald nach der Jahrtausendwende machte sich der Reporter Wolfgang Büscher auf, um von Berlin zu Fuß nach Moskau zu wandern. Ein solcher Fußmarsch ist eine sehr deutsche Idee, und sie weckt auch sehr deutsche Erinnerungen. Ein Land zu Fuß zu erkunden, heißt, es genau kennenlernen zu wollen, mit eigenen Augen und Ohren, mit all den Geräuschen und fremden Gerüchen. Wandern ist eine andere Form des Lesens. Fährten zu lesen heißt auch wissen zu wollen, wer vor einem ging. An der Grenze zu Russland, dort, wo der richtige Osten beginnt, dreht sich Büscher noch einmal um: »Im Westen war der Himmel aufgerissen, ein glühender Schlitz, breit wie der Horizont, die letzte

2 Schlögel, a. a. O., S. 17.

Sonne brach gerade durch. Ich sog das Bild aus dem Himmel, bis es verschwunden war, dann wandte ich mich wieder nach Osten, und die dunkle, schnurgerade Chaussee ins Nichts war mir die liebste, die ich je sah. Voller Versprechungen, voller Abenteuer, voller Anfang.«³ Noch ein letztes Mal formuliert Büscher zu Beginn des neuen Jahrhunderts die Hoffnungen und Erwartungen am Ende des alten, dass Europa zusammenwächst und der Osten ganz selbstverständlich dazugehört. Auf dieser dunklen, schnurgeraden Chaussee sind viele damals gegangen.

3 Wolfgang Büscher, Berlin – Moskau. Eine Reise zu Fuß, Reinbek 2003, S. 166.

Wo wir uns finden

Zu den denkwürdigsten Erinnerungen an meine ersten Korrespondentenjahre in der zerfallenden DDR gehört, dass mich kaum jemand nach meinem Werdegang, gar nach meiner Familiengeschichte gefragt hat. Ich besaß eine Funktion und repräsentierte ein anderes Leben und blieb doch in einem Wahrnehmungskäfig gefangen, aus dem es offenbar keine Entlassung gab. Ihr Westdeutschen, hat mir der Berliner Philosoph Jürgen Große sehr viel später erklärt, wart in unserer Diskurssemantik gewissermaßen die »Normalnull«, ihr musstet euch nicht erklären. Damals habe ich das als unangenehm empfunden. Ich habe mich nie daran gewöhnt.

Noch heute spüre ich den prüfenden Blick, mit dem mich der Schriftsteller Jürgen Fuchs während einer Diskussionsveranstaltung unverwandt ansah, um mir dann hinterher mitzuteilen, dass er das Gespräch fortzusetzen gedenke. Ich hatte seine Musterrung offenbar bestanden, ohne dass freilich ein einziges persönliches Wort zwischen uns gefallen war. Eine solche Form der Wahrnehmung lernt man wohl nur in totalitären Gesellschaften, die ihre eigentliche Kommunikation in die Lautlosigkeit verbannt haben. Manches kapiert ihr Westdeutschen einfach nicht, bekam ich hin und wieder zu hören. Aber ein

solcher Satz galt schon als Vertrauensbeweis. Das ist immer noch so. Die Schriftstellerin Jana Hensel beschreibt die Mauer des Schweigens, auf die sie bei einer Lesung in Düsseldorf stieß; und dann stellte sich plötzlich heraus, im Saal saßen überwiegend Ostdeutsche. Sie hat das als Verbergen von Herkunft gedeutet.

Anfang der neunziger Jahre sollte ich vor einem Kreis ehemaliger Professoren an der Universität Jena sprechen. Man hatte mich zum Thema »Wendeerfahrungen eines Westdeutschen« eingeladen. Ich traf auf dieselbe Mauer des Schweigens. Niemand im Publikum verzog eine Miene; keinerlei Reaktionen, aus denen ich auf Zustimmung oder Ablehnung hätte schließen können. Bis sich am Ende meines Vortrags ein stattlicher Mann erhob und mir für meine guten Absichten dankte. Aber bitte verstehen Sie auch mich, sagte er dann: »Ich bin ein Kind der deutschen Arbeiterbewegung und ich werde es bis an mein Lebensende bleiben.«

Das war im selben Saal der großen Aula der Universität, an deren Stirnseite das berühmte Bild von Ferdinand Hodler hängt über den »Auszug deutscher Studenten in den Freiheitskrieg von 1813«. Dieses Bild hat eine wechselvolle Geschichte erlebt. Es wurde gefeiert und war verfemt; man hat es mit einer Bretterwand verschlossen und es wieder hervorgeholt; zu DDR-Zeiten war es zeitweilig durch einen Vorhang verhüllt. Neben mir stand einer der Marxismus-Leninismus-Professoren, denen die Ab-

wicklung drohte. Ob ich wisse, fragte er mich, wessen Züge der sogenannte Rockanzieher auf dem Bild denn trage. Dann erzählte er mir die inzwischen bekannte Geschichte von Walter Eucken, der dem Maler mit siebzehn Jahren Modell stehen musste. Seine Mutter, die in Jena ein kunstsinniges Haus führte, hatte den Schweizer Maler 1908 zu diesem Bild inspiriert. Die ganze Zeit, sagte mein ML-Professor lakonisch, während wir hier vorne Politische Ökonomie lehrten, hörte uns hinter dem Vorhang einer der Väter der sozialen Marktwirtschaft zu.

An der Universität Jena hatte der Umbruch sehr früh begonnen. Schon Anfang Dezember 1989 organisierte sich ein kleiner Kreis von reformwilligen Dozenten um den Internisten Dietfried Jorke in der Aktionsgemeinschaft zur demokratischen Erneuerung der Hochschule. Von Jena ging auch die erste Initiative zu einem deutschlandweiten Treffen von Studenten und Hochschullehrern aus, die sich am Fuße der Wartburg versammelten und ein »demokratisches Deutschland für Europa« forderten. Kopf dieser Initiative war der Jenaer Mediziner Ulrich Zwiener, ein gewinnender Mann, dem man seinen Durchsetzungswillen auf den ersten Blick gar nicht ansah. 1000 Studenten waren ihm zur Wartburg gefolgt, 250 Hochschullehrer kamen aus ganz Deutschland. Es war ein warmer Tag, das Gras noch etwas feucht, und es schien, als hätte es die tödliche Grenze, die fast in Sichtweite verlief, nie gegeben. Von den Professoren sind mir Wolfgang

Schuller und Thomas Nipperdey in Erinnerung geblieben, die umringt von Studenten ihre Vorlesungen hielten. Wenn Heinrich Heine hätte herüberschauen können, es wäre ihm kein Krächzen aus der Vergangenheit zu Ohren gekommen, kein »obscurer Rabengesang«. Ich habe selten einen Moment erlebt, der so von Zukunft durchdrungen war wie jener im feuchten Gras vor der Wartburg.

Ulrich Zwiener ist seinem Lebensthema, der europäischen Verständigung, treu geblieben, hat das Collegium Europaeum Jenense gegründet und seine eigene Stiftung. 2004 hat er sich das Leben genommen; er sprang vom zehnten Stock der Leipziger Universitätsklinik in den Tod. »Die Sensiblen gehen oft vorzeitig«, heißt es in einem der wenigen noch greifbaren Nachrufe auf ihn. Das Gefühl, umsonst gelebt zu haben, ließ seine Generation wohl nicht los.

Für einen kurzen Moment hatte man glauben können, dass die lange getrennten Teile des Landes wieder zusammenfinden, nicht in einem Verwaltungsakt, sondern in einer gemeinsamen Geschichte. Die Friedliche Revolution schien ein solcher Erinnerungsort zu werden, auf den die Ostdeutschen zu Recht stolz sein konnten. Nicht nur, weil sie sich aus eigener Kraft von einer Diktatur befreien konnten, sondern weil sie der gemeinsamen Geschichte ein Kapitel hinzugefügt hatten, das es so in der deutschen Vergangenheit gar nicht gab. Auf dem Wartburgtreffen spielte Ost oder West

schon gar keine Rolle mehr. Die DDR schien sich abzulösen wie eine alte Tapete.

Warum ist dieses Gefühl so schnell umgeschlagen? Warum ist aus einem großen Gezeitenwechsel ein kleinmütiger Vorgang geworden? Und warum folgte auf eine kurze Freude über die Freiheit eine lange Empfindung von Demütigung und Verlust? Gründe gibt es viele dafür, und sie finden sich nicht nur im Osten.

Fünfzehn Jahre nach dem Mauerfall begann in Deutschland eine verspätete Debatte über den Patriotismus. Aber sie wurde nicht von denen geführt, von denen man sie erwartet hätte, den bürgerlich Konservativen, sondern von denen, die sie immer für obsolet hielten, den westdeutschen Linken. Wie einen psychischen Gezeitenwechsel empfand das damals der Historiker Hans-Ulrich Wehler. Es schien, als würde jetzt eine Debatte über das eigene, wiedervereinte Land nachgeholt, die es nach 1989 nicht gegeben hatte, so jedenfalls registrierte es der heutige Bundespräsident und damalige Kanzleramtsminister Frank-Walter Steinmeier.¹ Für einen kurzen Moment konnte man den Eindruck gewinnen, als ob sich unser Land in der späten Ära Schröder aussöhnen wolle mit seiner Geschichte. »Wo wir uns finden«, hatte der Journalist Eckhard Fuhr damals sein Buch genannt, in dem er das herrenlos ge-

¹ Johann Michael Möller, Ein Alarmsignal für die Union, in: Berliner Republik 3/2005.

wordene deutsche Traditionsgut zu bergen versucht hat. Es hätte ein dritter geistiger Gründungsakt der Republik werden können. Nach der Etablierung der Bonner Republik, nach ihrer Umwälzung durch 68 schließlich die Aussöhnung mit dem befriedeten deutschen Nationalstaat. Der Entschluss, das Berliner Schloss wiederaufzubauen und es in ein Weltkulturmuseum zu verwandeln, war das deutlichste Zeichen dafür. Daraus ist nicht viel geworden. Gerade jenes politische Milieu, auf das Fuhr so große Hoffnungen gesetzt hatte, begann der alten Westrepublik am meisten nachzutruern. Der Osten blieb ihm weiterhin fremd. Das Land durchzog eine lebende Grenze.

Die Hausmaushybridzone

WIR haben uns im vereinten Deutschland so sehr daran gewöhnt, von Ostdeutschen und Westdeutschen, von Osis und von Wessis zu reden, als dass uns noch auffiele, wie lieblos und reduziert solche Bezeichnungen sind. Von keinem Menschen aus Osteuropa würden wir so sprechen und von keinem Westeuropäer. Das sind Polen oder Ungarn für uns; Franzosen und Italiener. Menschen mit einer Herkunft, einer Sprache und einer Biographie. Klaus Mehnert, der große Russlandverstehrer, hat das Wort vom »Sowjetmenschen« in seinem Buch populär gemacht. Aber seine Absicht war eine ganz andere. Er wollte sein Russland für das deutsche Publikum retten. Für ihn war das Sowjetsystem nur eine Zwangsjacke, in welche die Bolschewiken das russische Volk gesteckt hatten.¹

Man kann das in den Lebenserinnerungen der Historikerin Irina Scherbakowa, einer der Gründerinnen der Gedenkstätte »Memorial«, sehr genau nachlesen. Die Beschreibung der Lebensgeschichte ihrer Familie zwischen jüdischer Herkunft, sowjetischem Alltag und bolschewistischem Herrschafts-

¹ Ulrich Schmidt, Wie bolschewistisch ist der Sowjetmensch? Klaus Mehnert erkundet die russische Mentalität, in: Zeithistorische Forschungen, Online-Ausgabe 4/2007, S. 467.